

FRANKFURTER UNIVERSITÄTSREDEN

1926

XXIII

DEUTSCHER GLAUBE

Rede zur Feier des  
18. Januar 1926

gehalten von

Dr. theol. et phil. ERICH FOERSTER  
Professor ordin. honor.

Der Direktor der  
Freiherrlich Carl von Rothschild'schen  
öffentlichen Bibliothek, Untermainkai 15.

Universität Frankfurt a. M., den 6.7.31. 91  
Eingeg. - 6 JUL. 1931 U.S.

Hierdurch erlaube ich mir die höfliche Bitte, der Rothschild'schen  
Bibliothek, falls dies zugänglich ist, geschenkwise folgende Publikation.....  
zu übermitteln:

Frankfurter Universitätsreden. 22. 23.

Im voraus verbindlichst dankend

im Auftrage:

Form. 28.

GW

877

H.23

FRANKFURT A. M. 1926

GW 877

Städt. u. Univ.-Bibl.  
Frankfurt/Main

## Deutsche Männer und Frauen!

Nicht nur bloßer Brauch, sondern unser Herz drängt uns jedes Jahr von neuem, diesen 18. Januar aus der Reihe der Werk- und Alltage herauszuheben und ihn mit ernster Feier zu schmücken. Unser Volk hat an Macht und Größe, an Bedeutung in der Welt und leider auch an Gütern des Friedens so unsagbar viel verloren, daß das Wenige, was wir aus der Errungenschaft der vorangegangenen Generation bewahrt haben, uns umso teurer geworden ist. Wir sind dankbar dafür, daß uns die Reichseinheit gelassen ist, die einst am 18. Januar 1871 geschmiedet wurde, daß auch nach dem furchtbaren Ende des Weltkrieges und den dadurch entfesselten Stürmen das deutsche Volk, wenn auch nicht ohne schmerzliche Verluste, ein einheitliches Staatswesen bildet und daß dieses Staatswesen auch heute noch nach dem Artikel 1 der Weimarer Verfassung den alten stolzen Namen führt „Das Deutsche Reich“.

Jedoch nicht nur als Überrest einer großen Vergangenheit lieben wir dies Deutsche Reich, sondern zugleich als Anwartschaft, als Unterpand, als Fundament möglichen Aufstieges — „im festen Glauben an Deutschlands Zukunft“, wie ihn vor wenig Monaten in diesem Hause der Mann bekannt hat, der wie kein zweiter vorbildliche Vaterlandsliebe lebendig verkörpert. Die unvergeßliche Stunde am 13. November vorigen Jahres tritt damit vor unsere Seele, da unser Reichspräsident die Gedenktafeln für die gefallenen Mitglieder unserer Hochschule mit drei monumentalen Sätzen einweihte und ihren Sinn ein für allemal festlegte: Ein Ausdruck der Trauer um Deutschlands gefallene Söhne, eine Mahnung zur Einigkeit für uns, die wir als die Lebenden für dies Reich Verantwortung tragen, ein Unterpand der Hoffnung, die sich gründet im Glauben an die noch nicht erfüllte Bestimmung unseres Volkes! In dieser Gesinnung sind wir auch heute versammelt. Ein stilles Gedenken in ehrfürchtigem, andächtigem Schweigen widmen wir deshalb zuerst unseren Gefallenen, besonders denen, deren Namen auf jenen Tafeln verzeichnet sind und die uns immer teuer bleiben werden.

### 1.

Diese Gedenktafeln können bei einem besinnlichen Menschen wohl allerlei Gedanken wecken. Einen möchte ich herausgreifen und weiterspinnen, der Ihnen gewiß noch nicht gekommen ist, mir

aber, einem Diener der Universität und der Kirche zugleich, nahe liegt. An dieser Stelle, in der Vorhalle der Universität, wo sie nun täglich auf das muntere Treiben der immer wechselnden und fließenden Schar der Studenten herniederblicken und wo allstündlich einmal der Lärm der Kommenden und Gehenden sie umrauscht, sind sie zugleich ein Zeichen der starken Verweltlichung unseres Volkslebens, die sich im Laufe des letzten Jahrhunderts vollzogen hat, — ich sage das ohne jede Bewertung dieses Vorganges. Denn der ursprüngliche Platz ist das für solche Tafeln freilich nicht, so wenig wie die Vorhallen von Banken, Fabriken, Rathäusern, wo wir sie ja auch finden. Als nach dem ersten Kriege, den unser Volk als seinen eignen und nicht bloß als einen Krieg der Kronen empfand, nach den Befreiungskriegen, das Bedürfnis rege wurde, das Andenken der für Freiheit und Vaterland gefallenen Männer dauernd festzuhalten, da war es noch selbstverständlich, daß der Platz für diese Ehrentafeln kein anderer sein könne als die Kirche. Und jeder von uns, der die Kirchen und Kirchlein des alten preußischen Landes kennt, der weiß auch, daß kaum in einer von ihnen diese schlichten Tafeln aus Holz oder Eisen fehlen, auf denen unter dem Zeichen des Eisernen Kreuzes die Namen der damals Gefallenen verzeichnet sind. Hier in der Kirche ist auch die Bedeutung der Tafeln ohne weiteres gegeben. Denn die Kirche ist der Raum der feiernden Andacht. Alles in ihr zielt darauf hin. Wie das Kreuz ist hier die Tafel das Sinnbild der Idee, das der feiernden Gemeinde den geistigen Vereinigungspunkt schenkt, der Idee des freiwilligen Opfers. So war es kein Zufall, daß zugleich mit der Errichtung jener Gedenktafeln der preußische König eine alljährliche Feier zum Gedächtnis der Gefallenen am letzten Sonntage des Kirchenjahres anordnete. Da kommt die Tafel zu ihrem vollen Rechte, findet ihre stumme Frage und Mahnung eine Antwort in Dank und Gelübde, in Andacht und Gebet, wird sie Mittel eines Kultus.

Sinnbild und Feier nämlich gehören zusammen. Ich verstehe dabei unter Feier eine Veranstaltung, worin der Mensch die Verbindung zwischen sich und „dem Heiligen“ sucht. Ich gebrauche damit einen zuerst von WINDELBAND geprägten Ausdruck, der den Zweck hat, in der wissenschaftlichen Sprache einen neutralen Ersatz für das Wort Gott zu schaffen, das der Frömmigkeit gehört. RUDOLF OTTO hat es neuerdings als das Mysterium des Numinosen näher beschrieben. Es ist etwas Anderes als das Höchstsittliche, Höchstintellektuelle, Höchstästhetische, etwas, das über das Alles hinausragt, ein Übermenschliches und Überweltliches, von keiner

der einzelnen Grundkräfte der Seele, — Denken, Wollen, Fühlen, — allein zu ergreifen, aber von der ungeteilten Seele an seinen Wirkungen erfahren: an einem eigentümlichen Abstands- und Geborgenheitsgefühl, Scheu und Freude; — mit einem Worte, das was Ehrfurcht oder Vertrauen ohne Maß und Grenze weckt. Nur eins sei zum richtigen Gebrauche dieses Ausdrucks bemerkt: Indem wir das erregende Moment des Vertrauens mit dem sächlichen Artikel bezeichnen, soll nicht etwa entschieden werden, daß es ein Es und kein Er wäre! Eben die Erregung dieser Stimmung, dies Innewerden und Begegnen mit dem Heiligen sucht der Mensch in der Feier.

In der Feier nun gewinnt das Sinnbild Leben und Sprache, wird es gleichsam transparent, wird die Idee fühlbar, auf die es hinweist, und entspinnt sich die geistige Zwiesprache, auf deren Brücke die Idee in das Gemüt des Feiernden eindringt; vor allem erst in der Feier entsteht eine Gemeinschaft der Andacht, der Hingebung, der Ergriffenheit, des Entschlusses und entfaltet das Sinnbild die geheimnisvolle Kraft, zu einigen, stärker zu einigen als Gedanken, als Bedürfnisse, als Not, als Pflichten. Und erst durch das Sinnbild wird die Feier auf ihren Höhepunkt erhoben, durch das Verbum visibile wird sie von der Subjektivität, die dem Menschenwort immerdar anhaftet, befreit, wird sie aus einem bloß kritischen Zuhören und passiven Verhalten zu persönlicher Anteilnahme. Gewiß kann auch das Wort, wenn ihm Vollmacht gegeben wird, ein solches Sinnbild werden, denn der Geist wehet wo er will, und, wie die Sterne am Himmel und das Gras auf dem Felde, der Heller in Händen der Witwe und das unschuldsvolle Lächeln des Kindes sein Wesen andeuten können, so kann natürlich auch die menschliche Rede begnadigt werden, ihn zu verleiblichen. Aber wie selten gelingt es dem Wort, diese Stimmung der Feier hervorzurufen! Wie selten ist es, daß uns ein Menschenwort zu einem Gotteswort wird! Wie arm wären wir, wenn die Offenbarung des Göttlichen an diesen einen Weg gebunden wäre und wenn es nicht neben der Sprache des Mundes noch eine Sprache durch das Geschehen, das Handeln, die Tat gäbe! Das Abendmahl des Herrn spricht mit einer Eindringlichkeit, die das Wort kaum jemals erreicht, und das Todesopfer unserer gefallenen Brüder redet lauter als die klangvollste Poesie zum Preise des Vaterlandes.

Sinnbild und Feier fordern einander. Sinnbilder nun, meine Freunde, — erlauben Sie mir, so zu sagen, — haben wir genug. Alle Märkte und Straßen sind voll davon. Aber Feiern, worin die Seele des Menschen von der Idee des höchsten Gutes so ergriffen

wird, daß uns alles andere nicht nur feil sein sollte, sondern feil wird; Feiern, worin die Menschen eben durch diese Ergriffenheit von einer Gemeinschaft überzeugt und durchglutet werden, die alle Gegensätze weltanschaulicher, wirtschaftlicher, sozialer Herkunft umschließt, damit aber auch zugleich abträgt; Feiern, in denen der Mensch emporgehoben wird aus dem Getriebe der Zeit und der Welt zu einer Betrachtung sub specie aeternitatis und damit zu einer Überlegenheit über ihre Wechselfälle und zu einem Durchblick durch ihre Dunkelheiten, zu der inneren Ruhe und Festigkeit, ohne die er rettungslos zerrieben und verbraucht wird, kennen wir solche Feiern noch? Haben wir noch die Fähigkeit, die Sammlung zu solcher feiernden Aufnahme des Ewigen? Oder trifft uns das Wort des Dichters: „Dein Ohr ist taub, dein Sinn ist tot?“

Wer von uns weiß, was der Kultus im deutschen Volksleben vordem bedeutet hat, wer sich jene sichere religionsgeschichtliche Erkenntnis zu eigen gemacht hat, daß der Kultus der Quellpunkt der Religion ist, aus dem die Ordnung der Gemeinschaft, die Kirche, und die Weltanschauung, das Dogma und die Ethik, erst entspringen, wer sich von SCHLEIERMACHER hat belehren lassen, daß die Kraft des Gemütes in der Gemeinschaft wurzelt, ohne Ausdruck versteinert, ohne Austausch verkümmert, der wird diese Frage nicht leicht nehmen. Denn es könnte doch sein, daß wir gerade dadurch um das Vermögen gekommen wären, die durch unsere Geschichte verbrauchten und noch weiter zu verbrauchenden Kräfte unserer Nation zu ersetzen; es könnte doch sein, daß wir uns dadurch den Weg zur Wiedergeburt verlegt hätten, ohne die weder die politische noch die wirtschaftliche Betriebsamkeit uns etwas helfen wird.

## 2.

Selten wohl hat es in Deutschland eine so unfeierliche Männerwelt gegeben wie die, die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts den Vordergrund des Marktes und des Staates beherrschte. Diesen tüchtigen Männern, die das Reich, die Wirtschaft und die Fachwissenschaft aufgebaut haben, schien über der leidenschaftlichen Hingabe an das Diesseits und den Tag das Bedürfnis nach Feier nahezu abhanden gekommen zu sein. Ihr Leben war ausgefüllt vom Wirken nach außen und rastlosem Schaffen und Arbeiten, ihre Augen waren völlig in Beschlag genommen durch die großen nächsten Ziele, die es in der Welt für unser Volk zu erreichen galt. Diese schnell emporstrebende, auf politischem und wirtschaftlichem, wissenschaftlichem und technischem Gebiete von

Erfolg zu Erfolg fortschreitende Generation glaubte die Kräfte der religiösen Feier nicht mehr nötig zu haben, sondern huldigte weiterhin einem Glauben an den Kulturfortschritt, an die Mächte der Wissenschaft, der Technik und des nationalen Gedankens, gab sich mit Begeisterung dem Dienst dieser Kulturgüter hin und blickte mit leiser Rührung, halb mitleidig, halb hochmütig, auf den Deutschen der Vergangenheit zurück, der so viel Zeit und Kraft der Pflege geistiger und geistlicher Güter gewidmet hatte. Das Bedürfnis feiernder Gemeinschaft fand seine Befriedigung fast nur noch im Bankett, das Bedürfnis nach Andacht in Lektüre oder Naturgenuß oder Kunstgenuß; die metaphysischen Probleme schienen ein für allemal abgetan, und im Endlichen nach allen Seiten zu schreiten schien fruchtbarer, als das Unendliche begreifen zu wollen.

Ich möchte diesen Satz, daß damals die Fähigkeit zur Feier im Erlöschen war, nachdrücklich gegen einige Mißverständnisse schützen.

Zunächst darf er nicht als ein Richterspruch aufgefaßt werden. Es soll damit kein Urteil, weder über die Christlichkeit noch über die Frömmigkeit jener Generation, gefällt sein. Dies schon deshalb nicht, weil ich der Überzeugung bin, daß die Unsichtbarkeit der Religion nicht etwa nur ein Dogma (der Reformation) ist, sondern eine Entdeckung, die keinen Widerspruch duldet, eine Tatsache, die, nachdem sie einmal erkannt ist, überhaupt nicht mehr aus dem Bewußtsein gelöscht werden kann. Damit aber ist jedem, wirklich jedem Versuch, ein Urteil über die Stellung eines Menschen oder gar eines Zeitalters zu Gott zu fällen, der Boden unter den Füßen entzogen. Dagegen, was ich behauptet habe, die Entfremdung vom Kultus, das Schwinden des Bedürfnisses und des Verständnisses für Feier, Andacht, Anbetung, das Sinken der Wertschätzung gemeinsamer Versenkung in das Heilige: das läßt sich sehr wohl beobachten, feststellen und aufzeigen. Und diese Erscheinung ist nun, wie ich meine, so notorisch, daß es wirklich einer umständlichen Beweisführung nicht erst bedarf. Allein auch hierin möchte ich nicht sowohl Schuld, als Schicksal sehen. Der Vorsprung anderer großer Völker in der Welt war so ungeheuer, daß die Sammlung aller Kräfte auf das Ziel, auch dem Deutschen den Platz an der Sonne zu gewinnen, der jenen fast von selbst zugefallen war, notwendig wurde. Wir hatten keine Zeit zum Feiern, wir mußten vorwärts stürmen und konnten uns die Mußstunden des Gemütes nicht gönnen. So war die Entfremdung von der Feierstunde gewissermaßen ein Opfer, das wir bringen mußten. Brachten es viele un-

bewußt, ohne daß es sie etwas kostete, ja indem sie vorbehaltlos und wohlgefällig in dem Strom untertauchten, der sie fortriß, so hat es doch auch an feineren und zarteren Geistern nie gefehlt, die früh erkannten, daß damit ein Raub an den innersten seelischen Kräften der Nation getrieben wurde.

Sodann, ich möchte nicht dahin verstanden sein, als ob ich meinte, das Absterben dieses Sinnes für Feier sei die Folge der Aufklärung oder gar, wie man neuerdings zu behaupten sich nicht gescheut hat, eine Folge des deutschen Idealismus. Im Gegenteil, je besser wir jene Bewegung, und zwar gerade ihre Auswirkung auf dem Gebiete der Religion und der Kirche, kennen lernen, desto mehr lichtet sich das tendenziöse Bild, das die Wortführer der Erweckungsbewegung im 19. Jahrhundert von ihr gezeichnet haben, desto deutlicher wird uns, wie sehr die Aufklärung gerade um eine Reform der Kirche und des Gottesdienstes bemüht war und wie stark ihr anlag, dem Feierbedürfnis des Volkes neue zeitgemäße Formen zu schaffen. Daß diese Versuche vielfach unzulänglich waren und unsern Geschmack beleidigen, soll nicht geleugnet werden, aber diese Versuche haben den damals Lebenden gefallen und sie eben durch die Anpassung der gottesdienstlichen Feiern an den Zeitgeschmack und an die herrschenden Gedanken bei der kirchlichen Sitte erhalten. Nein, wenn überhaupt die Gründe der Entfremdung von Kultus und Kirche in religiösen Bewegungen liegen sollen, wenn die Herleitung aus der außerordentlichen Überhitzung und Beschleunigung des nationalen Lebensprozesses, aus der Politisierung und Industrialisierung, nicht genügen soll (was immer die Hauptsache bleiben wird), so liegt doch wohl der Zusammenhang mit dem Unterfangen der Romantik viel näher, die Frömmigkeit gewaltsam in die Ausdrucksformen einer nun einmal gewesenen Zeit zu pressen und mit Hilfe des Staates eine starre Uniform darüber zu breiten.

Drittens: Indem ich ein allmähliches Absterben des Sinnes für Feier feststellte, dachte ich garnicht ausschließlich an die Entfremdung vom kirchlichen Kultus. Allerdings, sie ist das Mittelstück dieser Erscheinung, aber sie wäre nicht so verhängnisvoll gewesen, wenn nicht bei der in Deutschland überkommenen Rechtsordnung der religiösen Gemeinschaften fast notwendig die Entfremdung vom kirchlichen Kultus zu einer Entfremdung vom Kultus überhaupt, zu einer Entwöhnung von der Lebensäußerung des Feierns geführt hätte. Ich mache auf folgende Tatsache aufmerksam. Auch in England ist nahezu die Hälfte der Bevölkerung dem Kultus der mit der Geschichte und Überlieferung der Nation auf's

engste verwachsenen „Kirche von England“ entfremdet, aber nur, um desto eifriger irgend einem andern Kultus anzuhängen. Jede Erschütterung in der Kirche von England, jede Auflehnung gegen von ihr gepflegte und festgehaltene Formen, Lehren, Sitten, hat dort sofort zur Schaffung eines neuen Kultus geführt, um den sich dann fast von selbst neue Kirchenkörper bildeten und in diesen dann neue lehrhafte Ausprägungen und neue praktische Auswirkungen der christlichen Idee. Das gilt — eine für uns Deutsche besonders empfindliche Beobachtung — auch von der englischen Arbeiterschaft. Sie hat sich nicht mit der einfachen Lösung von der herrschenden Kirche begnügt, sondern an andere Kultusorganisationen Anschluß gesucht oder solche neu geschaffen. Der Sinn für das Lebenselement der Feier hat sich also dort nicht ersticken lassen, wenn er in der Kirche die ihm zusagende Befriedigung nicht mehr fand. Das englische Christentum verdankt dem die reiche Individualisierung, durch die allein das Christentum heute Volksreligion bleiben kann, denn es ist eine nahezu unlösbare Aufgabe, einen Ausdruck des Glaubens zu finden, der allen verschiedenen Strömungen innerhalb eines modernen, hochentwickelten Volkes gleicherweise zusagt. Wie aber wirkten in Deutschland derartige innerkirchliche Aufregungen und Kämpfe? Nun so, daß jedesmal Tausende stillschweigend sich vom Kultus zurückzogen und in's Leere, in's Nichts traten. Nicht die Entstehung neuer Kulte pflegte hier die Folge zu sein, sondern die Entstehung neuer Schriften und Bücher. Wenn das Bedürfnis nach Feier durch Bücher befriedigt werden könnte, dann müßte es in Deutschland längst übersättigt sein, — so massenhaft sind die papierenen Versuche, neue Religionen auszudenken oder Religionsersatz zu empfehlen. Aber in Wahrheit wird damit nichts an dem Tatbestand geändert, daß der Rückzug vom kirchlichen Kultus für Millionen in unserem Volk einen absoluten Verzicht auf die innern Werte der Feier überhaupt bedeutet, und was noch bedenklicher ist, für Unzählige heute schon einen ererbten, also nicht mehr gefühlten Verzicht, sodaß, wenn das Bedürfnis nach Feier sich doch hin und wieder einmal meldet, wie etwa in den Augustwochen 1914, das fast als Wiederaufleben eines Atavismus erscheint, dessen man sich nachträglich schämen müßte. So bleibt als einziges Gegengewicht gegen das aufreibende und zermürbende Arbeitsleben, als Kraftquelle, um es überhaupt aushalten zu können, — das Vergnügen. Wundert es uns, daß unser Volk, um doch etwas für's Gemüt zu haben, sich immer gieriger danach streckt und immer deftigere Kost und prickelnderen Rausch verlangt? Auf der intellek-

tuellen und ästhetischen Höhe der Lebensführung, wie man sie an einer deutschen Universität innehalten sollte, kann dieser Verzicht wohl zu männlicher Resignation und tapferer Selbstbescheidung veredelt werden; und wenn man dazu noch mit etwas Humor begabt ist, so kommt man wohl eine Strecke weit. Aber es wäre einfach eine Grausamkeit, von der Masse unseres Volkes, der nicht so wundervolle Arbeitsgebiete geschenkt sind, zu verlangen, sie sollte bei dem „Labor ipse voluptas“ ihr Genüge finden.

### 3.

Nun ist gegen die Überschätzung der intellektuellen und technischen Kultur ungefähr seit Anfang des Jahrhunderts ein immer stärkerer Gegenstoß erfolgt, angekündigt zuerst etwa durch den Trompetenstoß des Rembrandtdeutschen, immer mehr vertieft durch die Kulturkritik Henrik Ibsens und dann ungestüm und kräftig zum Ausbruch gelangt in der deutschen Jugendbewegung. Da wachte ein neuer Geschmack für das Unendliche, ein neues Fragen und Suchen nach Gehalt und Sinn des Lebens, eine scharfe Kritik an der flachen, behäbigen Kulturseligkeit, ein ernster Zweifel an dem immanenten Fortschritt der Menschheit auf. Mit der Inbrunst, wie sie nur die Jugend aufzubringen vermag, bekannte sie sich zu diesem neuen Geiste. Von ihm getrieben entdeckte sie auf ihren Wanderfahrten durch die heimische Landschaft, in Volksliedern und Märchen, in alten Spielen und Tänzen, in den Spinnstuben und fast verschollenen Mysteriendichtungen die alles überragende Bedeutung der Gemütswerte und entwickelte in ihren Reihen wieder die Fähigkeit des Schauens, der Versenkung, des Lauschens auf die Stimme des Herzens, die Kräfte der Intuition und des unmittelbaren Erlebens und — die Kunst des Feierns. Ja hier verstand man sich nun wirklich wieder darauf, Feiern zu bereiten. Um den flammenden Holzstoß in der Sommernacht, um die langsam verglühende Kerze im dunklen Nest, um den im Reigen umschrittenen Maienbaum breitete sich etwas von echter Feierstimmung, von Innwerden des Unsagbaren, Unendlichen im Gemüte. Es konnte nicht ausbleiben, daß die Jugend bei diesem Suchen auch an die Pforte der alten Heiligtümer geführt wurde und dort anklopfte. Allein bei der Zuwendung zur religiösen Gemeinschaft stieß die Jugend nun sofort auf eine Erfahrung, die sie zögernd stillestehen ließ, ja zum Rückzuge veranlaßte.

Nämlich die Erfahrung, daß die Teilnahme an der religiösen Feier den Erben unserer Geschichte nur zugänglich ist um den Preis der Scheidung. Daß in dem Augenblicke, da die Sehnsucht nach tiefster innerer Gemeinschaft sich regt, das Verhängnis der Glau-

bensspaltung hervortritt und eine solche Gemeinschaft der Feier verbietet.

Man kann natürlich auch über die Tatsache der Glaubensspaltung, die in keinem Volke so tief greift wie im deutschen, allerlei beschwichtigende und tröstende Gedankengespinnste breiten, und man hat es getan, auf protestantischer Seite noch mehr wie auf katholischer, wo man naturgemäß nicht so leicht bereit sein konnte, sich bei der Einheit der „unsichtbaren Kirche“ zu beruhigen.

In seinen Vorträgen vor dem König MAX von Bayern hat RANKE einmal die Frage aufgeworfen, ob es wohl für Europa wünschenswert wäre, wenn der Protestantismus vollkommen Herr geworden wäre. „Ich möchte — sagt er — diese Frage nicht unbedingt bejahen. Für Deutschland allerdings wäre es das Beste gewesen, wenn eine einzige Religion alle deutschen Staaten umfaßt hätte und die Einheit des Reiches erhalten worden wäre, wohin die Tendenz ging. Dadurch wäre der 30jährige Krieg und unendliches Blutvergießen vermieden worden.“ Aber er fügt zur Beschwichtigung einige Seiten danach hinzu: „In neuester Zeit trennt den abendländischen Völkerkomplex auch die Verschiedenheit des Bekenntnisses nicht mehr und namentlich war in Deutschland das Bestreben, den Gegensatz der Bekenntnisse unwirksam zu machen, von glücklichstem Erfolge gekrönt.“ Allein das ist 1854 gesagt, und wir wissen, daß RANKE damals die alte Wunde für ausgeheilt und vernarbt hielt, — und daß dies ein Irrtum war. Auch JOHANNES HALLER fragt in seinen „Epochen der deutschen Geschichte“, ob die Glaubensspaltung für ein Unglück zu halten sei, und urteilt, sie sei doch nicht nur zu beklagen. „Die konfessionelle Spaltung, die Notwendigkeit des Zusammenlebens und der Auseinandersetzung mit Andersgläubigen hat dem deutschen Volksgeiste eine Tiefe und einen inneren Reichtum gegeben, den andere Völker nicht kennen“. Das ist gewiß richtig, aber HALLER selbst steht zu, es sei das doch nur ein schlechter Trost. Mir erscheint es ehrlicher und wahrhaftiger, offen zu bekennen: Ja es ist ein tiefes Leid um diesen Riß durch die deutsche Seele, und unserm Volk ist damit schwerste Last auf den Nacken gelegt. Ich denke dabei nicht an das politische Gebiet, sondern daran, wie sehr die Glaubensspaltung den Aufbau einer Volksgemeinschaft erschwert, doch wohl noch mehr als alle sozialen und Klassengegensätze. Denn diese schieben sich zwar trennend in die Randgebiete der Arbeit und des geselligen Verkehrs, lassen aber die Beziehung von Mensch zu Mensch und von Christ zu Christ unberührt, — die gottesdienstliche

Gemeinde umfaßt grundsätzlich alle Klassen und Stände —; jene aber verhindert gerade das Sichtreffen, Finden und Verbinden auf dem Gebiet des persönlichen Lebens, sie reißt die Menschen gerade da auseinander, wo sie garnichts anders sein möchten als Menschen und Seelen, sie verhindert die gemeinsame Feier.

Als in London die Nachricht von dem geschlossenen Waffenstillstande eintraf, forderte Lloyd George das Parlament auf, sich sofort mit ihm in die Westminsterkapelle zu einem gemeinsamen Dankgottesdienst zu begeben. Wäre es denkbar, daß ein deutscher Reichskanzler die Volksvertretung zu so etwas aufforderte? Nach der Weimarer Verfassung würde er sich damit geradezu einer Anklage auf Verfassungsverletzung aussetzen. Oder lassen Sie mich eine näherliegende Frage stellen: Wäre es möglich, daß wir, die Mitglieder unserer Hochschulgemeinde, uns zu gemeinsamer frommer Feier vor den Gedenktafeln unserer Gefallenen vereinigen? Wir können wohl gemeinsam schweigen, wie wir es zu Anfang getan haben, aber in dem Augenblicke, da wir den Mund auftäten, wäre es mit der Gemeinschaft zu Ende. So steht es: Wir Deutschen können gemeinsam kämpfen, sterben, arbeiten, handeln, Sitzungen halten, turnen und trinken, — aber wir können nicht gemeinsam beten. Die Klage Lagardes hat ihren tiefen Grund:

Gemeinsam der Vergangenheit gedenken,  
Gemeinsam uns auf eine Zukunft freun,  
Unmöglich ist's, wir sind nur Zeitgenossen. —  
Wir beten und wir warten nicht zusammen,  
Darum sind wir uns Fremde für und für.

Wahrlich, der Tag, an dem ein Kaiser, der nicht einmal deutsch sprach, dem Beschlusse des dritten Nürnberger Reichstages von 1524, auf einer deutschen Nationalversammlung die Glaubensfrage für die deutsche Nation einheitlich zu ordnen, widersprach und damit die Aufrichtung einer deutschen Kirche hintertrieb und die Religionssachen in die Hände der Territorialgewalten spielte, — es war ein Dies ater in der Geschichte unseres Volkes. Was uns fehlt, das ist wirklich ein deutscher Glaube. Und so ist es nur ein Zeichen von der noch ungetrübteren, frischeren Sehkraft der Jugend, wenn in ihr das Sehnen und Suchen nach gemeinsamer Feier zum Suchen nach einem deutschen Glauben wurde, der die Unterschiede der Konfessionen überwölben möchte, und in dessen Sinnbildern alle Deutschen schlechtweg den Vereinigungspunkt ihrer Andacht und die gemeinsame Heimat ihrer Seelen fänden.

4.

Sollen wir versuchen, einen solchen deutschen Glauben zu

schaffen, indem wir den Wodanskult und Glauben wieder erneuern oder die vermeintlich durch die christliche Mission erstickte arische Lichtreligion? Auf diesem Wege wird es gewiß zu keiner Erfüllung kommen. Hier tritt wieder der Irrtum hervor, als ließen sich Religionen machen und einführen. Religionen werden nicht geschaffen, sondern offenbart. Auch mag es in der Völkergeschichte wohl vorkommen, daß schlechtere Völker die besseren besiegen; in der Religionsgeschichte aber ist der Sieg des einen Gottes über den andern der Beweis des Geistes und der Kraft für seine innere Überlegenheit und für seine höhere Macht über das Menschenherz. Kann es im Ernst zweifelhaft sein, daß das Christentum den germanischen Götterglauben nicht nur durch seine Verbindung mit einer überlegenen Kultur überwunden hat, sondern auch durch seinen Inhalt als menschheitliche, individuell sittliche Erlösungsreligion, die hier, wenn auch in zeitgeschichtlicher Hülle, ja in harter Kruste, jenem entgegentrat? Überdies: Wir wissen ja kaum Sicheres über die Religion der alten Deutschen. Wir kennen ja den Deutschen nur als Christen. Der vorchristliche Deutsche ist uns nahezu ein Fremder.

Oder sollen wir versuchen, einen deutschen Gemeinglauben auf dem Wege der Simultanisierung zu schaffen, indem wir von dem Inhalt der Konfessionen an Lehren, Sitten, Bräuchen das Besondere abstreichen, das Übereinstimmende zusammenlegen und dies zur Grundlage der deutschen Volkserziehung machen? Ich erinnere mich an eingehende Gespräche mit unserem hochverehrten, inzwischen abgerufenen Kollegen JULIUS ZIEHEN. Wie ich, empfand er schmerzlich den tiefen Zwiespalt im Grunde des nationalen Lebens, und diese Möglichkeit war ihm teuer als Hoffnung für seine Überwindung oder doch Milderung. Und ich habe gerade in der Erinnerung an ihn auch neuere Äußerungen eines anderen, des vormaligen badischen Staatspräsidenten Professor HELLPACH sorgsam gelesen und überdacht, die in ganz verwandten Bahnen gehen. Aber ich kann mich nicht überzeugen, daß hier ein Erfolg winkt. Jedenfalls drohen bei Einschlagen dieses Weges ganz außerordentlich schwere kulturpolitische Kämpfe, von denen ich besorge, daß unser schwacher Staat ihnen nicht gewachsen sein möchte, und die gerade vom Gebiete der Erziehung behutsam ferngehalten werden sollten. Und zwar nicht Kämpfe, die man in der Hoffnung aufnimmt, daß, wenn sie einmal durchgefochten sind, ein voller Friede kommen würde, sondern vielmehr ein dauernder, widerwärtiger, vergiftender und vergällender Kleinkrieg. Aber noch wichtiger ist, daß dies ganze Unternehmen auf einen rationalistischen Irrtum über das

Wesen der Konfessionen gegründet ist. Der Rationalismus betrachtet die Konfessionen etwa als Dogmatiken, als Sammlungen von Lehrstücken, aus denen man nach Belieben das Wichtigste auswählen könne, und er war auch um den Maßstab nicht verlegen, die Naturreligion des gesunden Menschenverstandes. Aber Konfessionen sind lebendige Organismen, in denen jeder Teil mit dem Ganzen zusammenhängt und von denen ohne Verstümmelung des Ganzen kein einziger Teil abgetrennt werden kann.

5.

So bleibt uns doch nur eine, und viel bescheidenere Aufgabe. Die, daß wir jeder an seiner Stelle, jeder in Treue zu seiner Kirche den deutschen Charakter pflegen und hegen, gegen jede Überfremdung die Selbständigkeit und das Recht unserer deutschen Entwicklung wahren, — in der Hoffnung, daß, je deutscher der Katholizismus und der Protestantismus sich ausprägen, desto leichter auch die bleibenden Unterschiede getragen werden können und desto eher auch der innere Einklang gefunden werden möchte, der wenigstens auf den Höhepunkten des persönlichen und des nationalen Lebens auch ein gemeinsames Feiern erlaubt.

Lassen wir uns wenigstens Einiges von dieser eigentümlichen deutschen Einstellung zu der christlichen Überlieferung von den Blättern der Geschichte des deutschen Glaubens offenbaren, wie sie ein Meister meiner Wissenschaft, HANS VON SCHUBERT, uns gerade neuerdings in einem schönen und tiefen Buche dargestellt hat!

Es kann nicht zufällig sein, daß dem Deutschen, wenn er sein Ringen um das höchste Gut in Worte fassen möchte, so leicht, ich möchte sagen so ungesucht und unwillkürlich, Bilder aus der Welt des Kampfes zufließen. Wir schlagen den Heliand auf. Wo befinden wir uns? Im Feldlager des Königs, unter seinen Gefolgsleuten. Wie im Ting, hat er auf freier Berghalde die Grundgesetze seiner Regierung ausgesprochen. Da erhebt sich der Widerstand der Unguten, der Treulosen, der Neidharte, die in Jerusalemburg ihren Sitz haben. Der König macht sich auf, den großen Kampf tapfer und entschlossen durchzufechten. Und der liebe Landeswart, der Männer Fürst, der Muntherr des Volkes siegt wirklich über Tod und Teufel und gewinnt das Reich, das Gott ihm bereitet hat, freilich auf eine eigentümliche Weise, durch Untergang und Tod hindurch, wie noch nie einer getan, weil er nur so die Hölle selbst bezwingen und das Reich des Lichtes aufrichten konnte. Er siegt durch die Treue, die er seinem Volk hält und durch die Treue seiner Gefolgsleute gegen ihn. — Nur ein besonders charakteristisches Stück! Im Johannesevangelium lesen wir einmal, daß der Jünger

Thomas zu den Mitjüngern spricht: „Wir wollen mit ihm gehen, auf daß wir mit ihm sterben“. Wie lautet das in der Sprache des Heliand?

Tadeln wir sein Tun nicht, sprach der teure Degen,  
Oder wehren seinem Willen, sondern warten bei ihm!  
Dulden mit dem Dienstherrn, das ist des Degens Ruhm,  
Daß er seinem Fürsten fest zur Seite stehe  
Und standhaft mit ihm sterbe. Stehen wir alle ihm bei,  
Folgen seiner Fahrt, lassen Freiheit und Leben  
Uns wenig wert sein; wenn wir in seinem Volke mit ihm  
Erliegen, dem lieben Herrn, dann bleibt uns lange  
Bei den Guten guter Nachruhm. . .

Das stammt aus den Kreisen des katholischen Klosters Fulda. Zu dem katholischen legen wir ein protestantisches Dokument — wir suchen ja das Gemeinsame, das hinter der Spaltung liegt, — Luthers Trutzlied. Wie klirrt es auch darin von Wehr und Waffen! Der Burgherr hat seine Mannen aufgeboden. Schwer wird der Kampf sein, denn grausam ist die Rüstung des alten bösen Feindes, des Fürsten dieser Welt. Aber noch fehlt der Führer, die Mannen wissen, daß sie ohne ihn gar bald verloren sind. Da tritt er selbst unter sie, den Gott erkoren hat, der Name klingt durch die Reihen, „Eer heißt Jesus Christ“. Sofort ist der Glaube da „Das Feld muß er behalten“. Angst und Ratlosigkeit sind geschwunden „Es muß uns doch gelingen“. Mag der Feind noch so sehr dräuen, das Wort, das Wort des Befehls zum Angriffe, wird ihn fällen; mag es auch Wunden und Opfer kosten, „Das Reich muß uns doch bleiben“.

In dieser Bildersprache, die kaum einen Ansatz im Neuen Testament, kein Vorbild im griechischen und lateinischen Christentum hat, spricht sich gewiß auf eigentümliche Weise aus, was der Deutsche an Gott und an seinem Glauben haben wollte: Einen Führer und Vorkämpfer gegen die Macht der Hel. Zugrunde liegt die Auffassung: Das Leben ist eine gefährliche Sache, und schwer, sich darin rechtschaffen zu behaupten. Ein durchaus praktischer Zug tritt hervor. Gott ist nicht der tiefe Abgrund des Schweigens, worin das menschliche Bewußtsein sich verliert, nicht die Urformel, deren Besitz das All erklärt, nicht der Rausch, der den Ekstatiker beseligt, er ist der, von dem der Mut kommt und der Zorn, der Kampf und der Sieg, ganz ein Er, nicht eine metaphysische, sondern, wenn ich das Wort bilden darf, eine metahistorische Größe. Mit sicherem Takt wird hier aus der neutestamentlichen Verkündigung die Persönlichkeitsbetontheit im Gottesgedanken herausgegriffen.

Und zwischen diesen beiden Zeugnissen, wie viele ähnlich lautende auf derselben Linie! Nur eins möchte ich um seiner Schönheit willen anführen, ein Wort SEUSE'S: „Viriliter agite! Wenn ein ehrsamer Ritter einen Knappen das erste Mal in den Kampf ring führt, so spricht er wohl zu ihm: Eja, werter Held, zeige dich heute als tapferen Mann, gebahre kecklich und wehre dich frisch! Lass' dir dein Herz nicht entfallen wie ein Feigling! Es ist besser rühmlich sterben, denn unrühmlich leben. Also spricht auch der heilige David, geistlich zu nehmen, zu dem tapfern Gottesstreiter, der sich in seinem Anfang von zeitlichen Dingen scheidend soll und muß. So spricht er: Viriliter agite, das heißt, gebahret kühnlich und mannhaft, ihr alle, die ihr Gott vertraut“, — immer spüren wir dieselbe Richtung: Religion als Gottvertrauen im Kampfe des Lebens; Mut, Hingebung, Treue, Opfer ihre Lebensäußerungen.

Ein zweiter Zug. Der Deutsche konnte sich von Anfang an sein Gottesverhältnis nicht anders vorstellen, denn als persönliche Selbstbindung, als freien Anschluß an einen Edlen oder Fürsten auf gegenseitige Treue hin. So wird der Glaube die Erwählung (eines Fultrui), eines Vertrauensmannes, dem man Treue gelobt, weil man auf seine Treue baut. Man betrachtete sich, besonders aber die Mönche, die Mannen Christi im engeren Sinn, als seinen Gefolgsmann, als einen, der sich dem Herrn wie beim Lehnseide mit gefalteten Händen übergab. Man wollte zwar dienen, aber als freier Mann. GOTTSCHALK, der Sachse, setzt Himmel und Erde in Bewegung gegen den Zwang, der ihn ohne seinen Willen zum Mönche bestimmt hat, aber nur um sich dann freiwillig, getroffen von Augustin, aber nicht dem Neuplatoniker, sondern dem Prädestinarianer, unter das Joch Christi zu beugen. Muß ich erst sagen, daß auch diese Auffassung, daß der Glaube nur dann Wert hat, wenn er aus innerer Unterwerfung stammt, bei Luther wieder erklingt: „Gott will keinen erzwungenen Dienst haben. Ich sage es noch einmal: Gott will keinen erzwungenen Dienst haben“.

Damit aber hängt ein Drittes auf's engste zusammen. Weil das Verhältnis zu Gott als ein persönliches Treuverhältnis gefaßt wird, schwingt hier immer ein leiser Zweifel an dem Trost des Priesters mit. So ganz fest darauf verlassen hat sich wohl selten ein ernster Deutscher. Wenn es hart auf hart ging, dann schien es doch immer geratener, sich auf sein Gewissen zu verlassen. Ich erinnere noch einmal an jenen GOTTSCHALK, ja wirklich eine der merkwürdigsten Gestalten aus der deutschen Frühgeschichte, den ersten selbständigen Christen auf deutschem Boden, den ersten, der wählen mußte zwischen der kirchlichen Gemeinschaft und der Wahr-

heit — und die Wahrheit wählte. Lieber wollte er tausendmal für die Wahrheit sterben, als einmal einem Falschredner nachreden. Er wußte sich, „von der Wahrheit belehrt, beseelt, gewappnet, barmherzig zugleich und wunderbar geholfen, sicher, trotzig und aufrecht der Wahrheit in Treue zu glauben, sie tapfer festzuhalten und sie geduldig zu verteidigen“. Zweimal von einer großen Synode verurteilt, öffentlicher Züchtigung preisgegeben, halb tot gegeißelt, bleibt er bei seiner Erkenntnis und schlägt noch sterbend die Aufforderung zum Widerruf um den Preis der Versöhnung aus. Wird diese innere Unabhängigkeit hier zum Martyrium, so entfaltet sie sich im „Armen Heinrich“ Hartmanns von der Aue und in Wolframs „Parsifal“ konfliktlos in reiner Schönheit, — zwei Erlösungsgeschichten, in denen sich die Erlösung ganz als ein Vorgang zwischen Gott und der Seele abspielt und das Erlösende nichts anderes ist, als die persönliche Treue. So tritt sie in der Mystik, die allerdings keine ursprünglich deutsche Erscheinung ist, als Gottesminne so stark in den Vordergrund, daß die Kirche darüber fast verschwindet und zieht sich auf die Kraft, die in der Seele wohnt, zurück, „die rührt nicht Zeit noch Fleisch, sie entspringt dem Geist und verbleibt im Geist, Gott wohnt in dieser Kraft als in dem ewigen Nun“.

Endlich ein vierter Punkt. Ich kann nicht anders sehen, als daß dem Deutschen die Askese in ihrer schroffen Form immer unheimlich gewesen ist, ebenso wie die Scholastik unter ihren großen Meistern keinen einzigen Deutschen zählt. „Die Geschichte des Mönchtums kennt keinen einzigen Orden, der in Deutschland gewachsen wäre, keine einzige ekstatische Natur — sagt HANS VON SCHUBERT. — Das ist kein Zufall. Die deutsche Natur war offenbar zu aktiv und zugleich doch zu wenig aufgeregt“. Dagegen ist gerade Deutschland die Heimat einer Wendung des asketischen Gedankens in's Soziale und Gemeinnütziges und einer Verbindung mit kulturellen und kolonialen Zielen geworden, in Bruderschaften, Schwesterschaften, Ritterorden. Wie sehr zeigt dies, daß hier die Pflicht zum Dienst in der Welt, sagen wir ruhig die Kulturaufgabe, als Gottesdienst in besonders starkem Maße lebendig blieb. Und lehrt nicht auch die Geschichte des deutschen Königtums von Karl und Otto und Heinrich II., und sodann die Geschichte der deutschen Städte, daß eine strenge Scheidung des religiösen Lebens vom weltlichen Leben dem Deutschen nicht lag und daß deutscher Glaube die Pflicht der Kulturleistung und Weltordnung in sich schließt?

Auch in den letztgenannten Punkten halte ich Luther für

den Vollender. Indem er die Religion erfuhr und verkündigte als Gottvertrauen, wodurch sich der Mensch als freier Herr aller Dinge behauptet, als persönliche Überzeugung, als Gesinnung, als Ruf in die Welt, hat er jene eigentümlich deutsche Einstellung zu den letzten Dingen durchgeführt und das Christentum germanisiert. Aber auch wer dies anders ansieht, auch der deutsche Katholik, wird, meine ich, in diesen Charakterzügen Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinem Bein, und innerhalb der Weltkirche diese Besonderheiten zu pflegen als seinen deutschen Beruf anerkennen.

6.

Wir werden aber diese deutsche Art zu glauben, nicht bewahren können ohne Behutsamkeit und Wachsamkeit. Denn wie alles Deutsche, so ist auch die deutsche Frömmigkeit heute hart angefochten und bedrängt.

Es wäre unzart, wollte ich von den Gefahren reden, die der Selbständigkeit des deutschen Katholizismus drohen. Darf ich auch nicht den Schmerz bezeugen, den auch bei deutschen Protestanten und Universitätskollegen die kürzlich erfolgte Indizierung zweier vortrefflicher deutscher Gelehrten erregt hat? Doch eine geschichtliche Erinnerung darf ich wachrufen: Als zum ersten Mal ein Papst, Leo IX., in Deutschland weilte und den Gottesdienst im Wormser Dom besuchte, da sang der Mainzer Diakon Humbert nicht so, wie man in Rom sang. Leo unterbrach ihn und hieß ihn schweigen. Humbert beachtete es nicht. Zum zweiten Mal schweigen geheiß, sang er dennoch seine deutsche Weise zu Ende. Leo degradierte ihn. Aber der Mainzer Erzbischof drohte, niemand werde fürder die Messe singen, bis ihm Genugtuung widerfahren sei, und der Papst nahm die Degradation zurück. Sollten wir nicht erwarten dürfen, daß auch heute deutsche Bischöfe bei der Kurie schützend und fürsprechend für das Eigenrecht deutscher Wissenschaftlichkeit und deutschen Herzens eintreten werden?

Dagegen darf ich zum Schluß wohl noch ein kurzes Wort von den Gefahren sagen, denen sich der protestantische Glaube gegenüber sieht. Es sind vor allem zwei, die eine mehr die protestantische Kultur, die andere mehr die evangelische Kirche bedrohend.

Wenn doch alle, die sich zu der Losung des deutschen Christentums bekennen, die Zeit und Kraft, die sie auf den Kampf wider das Alte Testament und den semitischen Einschlag im Neuen Testament verwenden, lieber auf die so viel schwerere Gefahr sammeln, die der Geist aus dem Osten uns bereitet! Denn das Alte Testa-

ment — ich gebe zu, daß sein richtiger Gebrauch in der evangelischen Kirche ein Problem darstellt, — ist in seinen anpassungsfähigen Teilen längst von der deutschen Frömmigkeit sozusagen eingeschmolzen, in seinen fremdartigen Stücken aber stillschweigend außer Kraft gesetzt. Der Geist des Ostens aber ist eine Gegenwarts-, ja vielleicht eine Zukunftsgefahr. Dabei ist es ziemlich gleichgültig, durch welche Einfallspforten er zu uns dringt, ob durch das wiederbelebte Schrifttum Plotins oder Dostojewskis Aufzeichnungen des Staretz Sosima, ob durch die Dichtungen Takurs und anderer Neubuddhisten oder anderswie. Ein edler, feiner, vornehmer Geist! Gewiß, das Bekenntnis zum deutschen Christentum soll uns doch nicht etwa verblenden für andersartige Größe, soll uns doch nicht etwa unempfänglich machen für Widerstrahlung des einen Lichtes in andersfarbigem Spiegel? Aber eben doch ein fremder Geist, der sich dem unseren nicht vermählen läßt. Seine Aufnahme würde gerade das in uns töten, was den eigentlichen Kern deutschen Glaubens ausmacht, den strengen Personalismus, die Aktivität, die Wachheit.

Die andere Gefahr ist kurz gesagt der Amerikanismus. Es ist nur erfreulich, wenn sich Abgeordnete aller im weiteren Sinne protestantischen Kirchen der Welt zu gemeinsamem Konzil zusammensuchen. Es gibt genug Aufgaben, zumal auf dem Missions- und Kolonialgebiete, über die sie sich verständigen sollten, z. B. auch die Durchführung des Grundsatzes, daß es christlicher Brüderlichkeit widerspricht, wenn während eines Krieges eine Kirche der andern ihre Kirchen, Schulen, Krankenhäuser, Missionsanstalten wegnimmt. Allein wenn sich die deutsche evangelische Kirche durch eine solche Verbindung von der Grundlage abdrängen ließe, daß es ihr einziger Beruf ist, Verkündigerin des Evangeliums, Hüterin und Pflegerin des Glaubens zu sein, daß ihr aber nicht befohlen ist, alle Händel der Welt zu schlichten und alle Übel des Erdkreises zu heilen, daß ein solches Unterfangen einen überheblichen Optimismus voraussetzt, dem unsere nüchterne Sachlichkeit widerspricht, so würde sie damit ihr köstlichstes Erbe preisgeben, ihre Einfalt. Und es ist gewiß lehrreich, die Dinge auch einmal von außen anzusehen und darauf zu merken, wie sich unser Eigenstes dem fremden Betrachter darstellt. Jedoch wir wollen doch ja nicht etwa die angelsächsisch-täuferische Würdigung Luthers und der lutherischen Reformation als die Wahrheit hinnehmen. Gerade in den letzten Wochen ist der Aufsatz eines Schweizer Theologen von dieser Geistesrichtung erschienen, der von Luther ein förmliches Zerrbild entwirft und nahezu unverhohlen Luther und das Luther-

tum als die eigentlich Schuldigen an der Weltzerrüttung anklagt, unter der wir leiden. „Die ganze Fehlentwicklung, die zur Weltkatastrophe, zum nationalen Völkerkrieg und sozialen Bürgerkrieg geführt hat, fällt zu einem besonders großen Teil auf seine Schultern, . . . ist vor allem Luthers Schuld, eine Riesenschuld“. Die jüngste Wendung der Kriegsschuldanklage! Nun, das wissen wir auch, wissen wir von Luther selbst, daß er ein Mensch mit seinen Fehlern und Schranken war und daß die Reformation durch die jammervolle Ungunst der Zeit in ihrem Aufstieg geknickt wurde und unvollendet geblieben, daß das, was bei der Reformation schließlich heraus kam, die protestantische Kultur des 17. Jahrhunderts, dürrtzig und kümmerlich gewesen ist. Allein hier kann man erkennen, daß es ohne innere Verwandtschaft auch kein Verständnis gibt. Vor den Ansprüchen dieser utopistischen Weltreformer muß Luther als ein Stümper und als ein Versager abfallen. Luther hat sich zeitlebens nur mit einer Frage gequält: Ob wir als wahrhaftige, ganz ehrliche, uns selbst kennende und richtende Menschen dennoch an eine uns zugewandte Güte Gottes glauben können; — ob die Antwort, die er erlauscht hat, richtig ist, das läßt sich allgemeingültig nicht ausmachen, das muß jeder für sich entscheiden. Seine Frage aber war die deutsche Frage; wem sie fremd ist, wem sie nur eine unter andern und nicht die entscheidende Frage ist, deren Lösung den Menschen überhaupt erst frei und fähig macht, sich der Welt arbeitend und unbefangen zuzuwenden, der kann Luther nicht verstehen.

Doch der Blick auf die Gefahren soll nicht das Letzte sein. Auch nicht der Blick auf die vielleicht größte, immerbleibende Gefahr der Schwäche in uns selbst, die sich gegen den Kampf des Glaubens sträubt.

Was soll das Letzte sein? Stünde ich hier nicht unter dem Zwange der geschichtlichen Lage, von der ich vorhin gesprochen habe, so würde ich Sie nun allerdings auffordern, mit mir einzustimmen in den doch wohl treuherzigsten und kräftigsten Ausdruck des deutschen Glaubens und zu singen: Eine feste Burg ist unser Gott! Aber das dürfen wir nicht. Deshalb nicht, weil uns ehrlich an Gemeinschaft liegt. Daß auch dies Lied kein Gemeingut unseres deutschen Volkes ist, zeigt noch einmal, wie tief der Riß ist, der im Innersten klafft.

Jedoch auf die Worte kommt nicht alles an. Ich sagte anfangs: Auch Worte können Sinnbilder werden. Dann bedeuten sie mehr, als sie besagen. Worte sind Gefäße, denen das Herz Inhalt geben muß. Es kann auch zu Bekenntnis und Gebet werden, wenn wir singen: Deutschland, Deutschland über Alles!